

Weihnachtstanz

Eine Weihnachtsgeschichte aus dem Sertão Nordostbrasilens
nach Motiven einer Chronik des Padre Antônio Vieira

Erschienen in:
Dialogische Erziehung 6 (2002) 4, S. 41-46

Digitale Version:
www.publi.soluar.net/2002Weihnachtstanz.pdf,
27.01.2005

Stur erhitzt die Sonne der Dürre den staubigen ockerfarbenen Boden des Sertão, dass sich Cicero seine siebenjährigen Füße beinahe verbrennt, während er in seinen ausgetretenen, löchrigen Sandalen die drei Kilometer zwischen seiner Schule und seinem Zuhause hinter sich lässt. Heute spürt er seine mageren Beine nicht einmal müde werden. Sein kleiner Kopf fasst noch nicht so viele Gedanken, dass es für den Hunger, die Müdigkeit und sein Problem mit dem bevorstehenden Weihnachtstag gleichzeitig langt. Hunger und Müdigkeit haben seine Gedanken daher einfach in die heiße aschgrüne Landschaft geworfen, um sich in den Seiten seines Lesebuchs und in der bunten Fernsehwerbung an Weihnachten zu erholen. Sicher braucht er sich nicht zu schämen, wenn ihn der purpurrote Mantel und der kuschelig weiße Bart des Weihnachtsmannes gänzlich in den Bann gezogen haben. Welches Kind kann schon widerstehen, wenn er auf seinem hübschen von edlen Rentieren gezogenen Schlitten in die Kinderwelt hinabfährt und seinen großen braunen Sack öffnet? Schon im vergangenen Jahr hatte sich Cicero so sehr gewünscht, dass er einmal in seinem Dorf Halt machen würde, um wenigstens einen Ball oder ein Blechauto in seinem Haus zu lassen. Wo es diese Weihnachten schon keinen bolo de puba geben wird, soll ihn wenigstens der Weihnachtsmann nicht wieder vergessen. Bereits sämtliche Wochen seit Anfang November gibt er peinlichst darauf Acht, seinen Eltern nicht noch zusätzlichen Kummer zu bereiten. Seinem Vater macht die Dürre die eh schon harte Feldarbeit noch unerträglicher und seine Mutter weiß bald nicht mehr, was sie noch in den ausgebeulten Blechtöpfen anrühren soll. Zudem macht sie sich große Sorgen um die kranke Maria. Wo es nur möglich ist, bietet er seine Hilfe an und noch fleißiger als sonst widmet er sich den Aufgaben in seinen zerfledderten Schulbüchern, alles in der Hoffnung, dass dies der Weihnachtsmann auch ja bemerken wird.

Beinahe ist Cicero in seinen Gedanken am Weihnachtstag angelangt, eben gerade sollte der Weihnachtsmann in seinen blitzblank polierten Stiefeln in die Küche eintreten, da erweckt ihn die mittägliche Stille des Dorfes, auf dem die vibrierende Luft so schwer liegt, wie der trockene Husten der kühlen Nächte auf den zarten Bronchien der kleinen Maria. Vater ist heute nicht aufs Feld gegangen, zu sehr schmerzt ihn schon der Anblick der verdorrten Mais- und Reisstauden. Vielmehr hat er den Vormittag genutzt, um sein Glück in der Jagd zu suchen, und er hat es gefunden. Schon unter dem schiefen Holzbalken der Haustür kitzelt ein angenehmer Fleischgeruch Ciceros feine Nasenflügel, dass er fast glaubt, sich im Haus geirrt zu haben, obgleich ihm längst jede Spalte des alten aufgerissenen Holzes der Dachbalken und fast alle Löcher im bröckeligen Lehmputz vertraut sind, wie die Schwielen an seinen rauen Füßen und die Löcher in seinen Sandalen.

Ungeduldig und allemal hoffend, nicht Opfer eigener Verwirrung geworden zu sein, nähert sich sein leerer Körper der kleinen gedrunghenen Küche. Schließlich mag er seinen Augen nicht trauen, doch da schwimmt wirklich eine kleine Feldratte im Topf. Schade, dass heute noch nicht der Weihnachtstag ist. Der Weihnachtsmann hätte dem guten deftigen Geruch sicher nicht widerstehen können. Zumindest die gute Laune seines Vaters will sich Cicero denn aber zu Nutzen machen, um ein wenig mehr darüber zu erfahren, wie er dem Weihnachtsmann gefällig sein kann. Mit dem Gefühl des erfolgreichen Jägers unter der lederderben Brust wird das dem Vater heute sicher nicht lästig werden. Um jedoch nicht Gefahr zu laufen, zugleich aufzufallen, legt er zunächst einmal gemäß alltäglicher Gewohnheit seine Bücher auf das Spanplattenregal neben seiner Hängematte, nimmt das obligatorische Bad und setzt sich an den Tisch. Der Galgenhumor seines Vaters während des Festmahls rauscht unbeachtet an ihm vorüber. Währenddessen versucht er, sich die Worte so zurechtzulegen, dass sie die Fröhlichkeit seines Redeflusses nicht zu sehr stören werden. Gerade kratzt der Vater seinen Teller blank, da sieht Cicero den günstigen Augenblick gekommen, weil doch jetzt Vaters Magen nicht mehr knurrt und stattdessen in besten Säften badet. Da ist der Kopf leer und Platz für ernste Fragen. "Senhor, hast Du schon einmal den Weihnachtsmann gesehen?" "Oh, mein Junge", und Cicero atmet erleichtert auf, als er die sanfte, gemütliche Stimme seines Vaters hört, "den Weihnachtsmann? Na ja, ich dachte eigentlich, dass Du aus dem Alter 'raus bist, dass man noch an den Weihnachtsmann glaubt. Den kannst du nur in den Schokoladenregalen der großen Läden in der Stadt sehen." Wenngleich der sonst übliche Ärger bei ernsten Angelegenheiten ausgeblieben ist, kann Cicero seine Enttäuschung kaum verbergen und kaut verlegen auf seinem Stück Fleisch herum, bis sich Vater und Mutter vom Tisch erheben.

Während die Mutter die kleine Maria eben an ihren laschen ausgepumpten Brüsten stillt, zieht sich der Vater seinen Sonntagsanzug an. "Man erzählt sich im Dorf, dass der Padre wieder Reis und Bohnen verteilt.

Will mal in die Stadt gehen und mein Glück versuchen". Sicherem Schrittes macht sich der Vater auf den Weg, mit dem Mute der Verzweiflung und der Hoffnung, nach dem Jagderfolg den Tag in der Stadt mit ein paar Kilo Reis und Bohnen zu krönen. Das würde bis zum Weihnachtstag reichen und vielleicht bliebe gar ein wenig Reis für ein pão de arroz übrig. Was aber wird nun mit dem Weihnachtsmann? Eigentlich hat sich Cicero den einen oder anderen hilfreichen Ratschlag des Vaters erhofft, damit dieses Jahr endlich etwas aus dessen Besuch wird, hatte er sich doch die ganzen Wochen schon so sehr abgemüht. Soll wieder alles umsonst gewesen sein? Aber noch immer spürt Cicero die Häme in der Antwort seines Vaters, dass er lieber nicht wagen will nachzuhaken.

Wie im Fluge vergehen die letzten Tage vor Weihnachten. Ciceros Ungeduld steigert sich ins Unermessliche und mit jedem Tag wird er unsicherer, ob sich alles glücklich ergeben wird. An das Jucken in seinem leeren, verklebten, Magen hat er sich ja gewöhnen können, aber das unaufhörliche Drehen der verzauberten Zeilen und Bilder wird seinem kleinen Kopf letztendlich zu viel, und am Tag vor Heiligabend fasst er den Beschluss, in die Stadt zu gehen, um sich Rat beim Padre zu holen. Der muss ja schließlich in solchen Dingen bescheid wissen, und seinem Vater hat er auch geholfen. Da seine Eltern ihm dies gewiss nicht erlauben würden, bereitet er seinen Aufbruch für die bevorstehende Nacht vor, legt sich tapiocas zurück und trinkt recht viel Kaffee, um wach zu bleiben. Den ihm vertrauten Weg bis zu seiner Schule will er noch in der Nacht zurücklegen, um dort die Morgendämmerung abzuwarten und sich für die restlichen zehn Kilometer auszuruhen.

Bis endlich die gebändigte Abendsonne hinter den durstigen Hügeln verschwindet, vergehen noch einige ungeduldige Stunden. Aber Cicero ist sich der Hilfe des Padre so sicher, dass ihm auch der lange Weg und die dunkle Nacht nicht Bange machen können, und immer wieder kleben seine Gedanken in seinem Lesebuch und an dem alten Fernsehschirm seiner Tante. Aufgeregt putzt er sich die Zähne und legt sich in seine Hängematte, in der er allerdings nur vortäuscht zu schlafen. Seine Mutter stillt ein letztes Mal die kleine Maria, während der Vater seinen Nachtkaffee herunterschluckt. Nach einer Weile gibt ihm das Schnarchen seines Vaters das Signal zum Aufbrechen. Leise schleicht er über den stockdunklen Flur, greift geschwind nach den in einem der leeren Tonkrüge versteckten tapiocas und versucht mit aller ihm möglichen Vorsicht, die Haustür zu öffnen. Der verdammte Schlüssel hakt. Ciceros glatte Stirn fängt an zu schwitzen. Wieder und wieder dreht er den Schlüssel, immer im Rhythmus des beginnenden Keuchens seiner Schwester. Fast ist er den Tränen nahe, als sein Vater noch einmal aufsteht, um schnell im Hintergarten zu verschwinden. Cicero hält den Atem an und erstarrt vor Angst, entdeckt zu werden. Im Hab-schlaf kehrt der Vater in die Küche zurück und nimmt sich noch einen Kaffee. Als das Küchenlicht erlischt, atmet Cicero ganz tief durch und wartet auf das Schnarchen seines Vaters. Nach weiteren Minuten des Bangens befreit ihn endlich die sich langsam öffnende Tür von seinem kühlen Zittern. Hastig huscht er in die stille Dunkelheit der Nacht hinaus, während die ersten Wolken beginnen, im launischen Dezemberwind forró zu tanzen. Ohne davon Notiz zu nehmen, eilt er in der Furcht, doch noch von einem letzten die frische Nacht genießenden Pärchen entdeckt zu werden, aus dem Dorf Richtung Schule.

Verbissen versucht die schwache Morgensonne sich durch das massive Grau des schlaftrunkenen Himmels zu kämpfen. Doch noch saugen die Wolken energisch ihre zarten Strahlen in sich auf, und nur langsam gelingt es ihr, erste Löcher in den dicken Wolkenteppich zu brennen. Immer mehr kommt der Horizont in Bewegung, denn die mächtiger als sonst formierten Wolken geben sich nicht so leicht geschlagen und stopfen fast jedes aufgerissene Loch in Windeseile wieder zu. Erbitterter als in den Tagen zuvor dauert dieser himmlische Kampf heute bis in den späten Vormittag, an dem die erschöpfte Sonne einen weiteren Triumph feiern kann, dessen Preis dieses Mal aber vielleicht zu hoch sein wird.

Daran teilnahmslos wacht Cicero in seiner Schule allmählich auf und kaut gemütlich die ausgetrockneten tapiocas herunter, bevor er wieder loszieht. Während des langen Weges in die Stadt springen seine Gedanken wild vom Weihnachtsmann zu seinen Eltern und von denen zum Padre, um erneut beim Weihnachtsmann anzugelangen.

Erschöpft wie die Sonne kommt er in der kleinen Stadt an. Obwohl er sich nicht gut auskennt, findet er schnell die Pfarrei, vor der sich eine lange Schlange demütig wartender Säcke, Tüten, Eimer und Töpfe gebildet hat. Cicero vermag nicht zu schätzen, ob es hundert oder gar mehr sind. Unbekümmert stellt er sich an ihr Ende und wartet wie alle anderen. Es hat keine Bedeutung, wie lange das Warten dauern wird, längst hat sich sein junger unschuldiger Körper dem Lebensrhythmus der Dürre angepasst. Sein Ziel so

nah vor Augen durchtränkt ihn die Hoffnung, vom Glück der fröhlich-bunten Kinderwelt nicht weiter übersehen zu werden.

Am späten Nachmittag sollen seine Ausdauer und seine Demut denn auch belohnt werden. Aufgeregt, als er ihn der Weihnachtsmann höchst persönlich nähert er sich verlegenen Schrittes dem Pfarrzimmer. Hinter einem großen langen Tisch entdeckt er nach einigen verwirrenden Momenten das graue Harr des Padre, der ihn mit väterlicher Stimme begrüßt und nach seinem Topf fragt. "Oh Senhor, ich bin nicht gekommen, um Reis und Bohnen zu holen." Sein unsicheres Stottern schneidet die stur stehende Luft, und erstaunt untersucht der Padre Ciceros müde Augen. "Du bist weit gelaufen, mein Junge, da muss es etwas dringendes sein." Instinktiv spürt Cicero, dass der Padre seine Lage verstehen wird und beginnt im Schutze dieses Vertrauens, ihm seine Geschichte zu erzählen, während die orangegefärbte Sonne auf der Flucht vor dem aggressiver werdenden Abendgrau im Fenster der Pfarrei um ihr Leben kämpft. Doch Cicero und der Padre sind viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als dass sie sich um ihre Nöte sorgen könnten. Bevor Cicero beinahe die Puste ausgeht, kommt er doch noch zum Ende, und eine nicht enden wollende Stille sucht nun nachdenklich nach den richtigen Worten, die weder feige heucheln, noch der Wahrheit erlauben, das Leben zu hassen.

Als seine Gedanken Sicherheit finden, streichelt die warmherzige Stimme des Padre die kühler werdende Luft. "Natürlich gibt es den Weihnachtsmann, Cicero. Als kleiner Junge wartete ich wie Du oft auf ihn und bewunderte die hübschen und süßen Zeugnisse seines Besuches bei meinen Schulkameraden." Blitzartig steigert sich Ciceros Hoffnung in Euphorie, die ihm ahnungslos neue Fragen gebärt, bis sie in deren kindlicher Naivität hilflos erstickt. "Wie meine Schulkameraden schrieb ich immer brav Briefe an ihn. Aber das allein scheint ihm nicht zu reichen, Cicero. Weißt Du, auch ich und meine sieben Geschwister hatten keine reichen Eltern. Bis mich der Onkel meines Vaters zur Priesterschule in die Stadt gebracht hatte, lebte ich wie Du in einem kleinen Haus auf dem Dorf. Dessen Wände waren verrußt, die wenigen Möbel verstaubt und das Dach voller Spinnenweben. Du musst verstehen, Cicero, der Weihnachtsmann hätte sich seinen rotschimmernden Seidenmantel und seine glänzenden Stiefel gewiss ruiniert, wenn er auch meine Briefe berücksichtigt hätte. Auch ist sein kühles Gemüt nicht für unser raues dürres Leben geschaffen. Das müssen wir verstehen, Cicero. Da dürfen wir ihm nicht böse werden. Selbst hat er gar keine Schuld, dass er so ist, wie wir ja auch nichts dafür können, arm zu sein. Verstehst du, Cicero? Sicher bist Du schon groß genug, dass Du das verstehen kannst. Du musst deshalb nicht traurig sein"

Ciceros glasig gewordene Augen lassen dem Padre diesen letzten Satz beinahe im trockenen Halse stecken bleiben, da schnappt sein mitleidendes Herz nach Luft und ringt um Worte, die ihn zu trösten vermögen. "Aber Cicero, der kleine Jesus war ein Junge wie Du, barfuss spielte er auf den sandigen heißen Hügeln im heiligen Land. Sein Leben ist wie unseres. Komm mit, seinen Geburtstag wollen wir heute feiern!" Mit einer in Mitleid und Zorn ausbrechenden Entschlossenheit steht der Padre auf, nimmt behutsam Ciceros Hand und führt ihn langsam zu seinem kleinen Käfer, um ihn zurück ins Dorf zu bringen.

Ciceros Verwirrung aus Enttäuschung und Unverständnis und das Mitleid des Padre nähren die stumme Fahrt durch den dunklen bald verzweifelnden Abend, bis ihre dahindösenden Gedanken von der Ausgelassenheit der erleuchteten Dorfstraße geweckt werden. Noch bevor die Bremsen des Wagens tiefe Spuren in den sandigen Boden graben, bildet sich eine dickbäuchige Traube herumtollender Kinder, die den Padre und Cicero lautstark begrüßen. Als das Auto vor Ciceros Elternhaus zum Stehen kommt, sind seine in Sorgentränen aufgelöste Mutter und sein vom erfolglosen Suchen ermüdeter Vater längst auf die calçada geeilt. "Es ist wegen des Weihnachtsmannes. Seien Sie dem Kleinen nicht böse!" Mit noch zitternder Stimme bietet Ciceros Mutter dem Padre einen süßschwarzen cafezinho an. Gemeinsam gehen sie darauf zur kleinen Kapelle am Rande des Dorfes.

Noch während der Padre vor der nach Lebensfreude hungernden Dorfgemeinschaft die Weihnachtsmesse zelebriert, erobern mächtige schwarze Wolken das Klare Licht des sternverzierten Weihnachtshimmels. Mit unerschütterlichem Willen wollen sie nun für den verlorenen Morgen entschädigt werden. Stürmisch hüllen sie das Dorf in tiefe Dunkelheit. Längst haben sich die wenigen Straßenlaternen ergeben, als ein erster scharfer, greller Blitz die aus der Kapelle strömende Menge zum Aufschreien bringt. Der erste Donner und der zweite Blitz bringen ihnen Gewissheit, und gierig saugt der durstende Boden die ersten zarten Tropfen auf. Jubelnd rennt das Dorf auseinander. Die Kinder springen sich in den ersten Pfützen klitsch-

nass, die hübschen jungen Mädchen waschen sich auf der Straße ihre verstaubten Haare und die Alten tanzen den forró der gestrigen Wolken weiter.

Während Ciceros Mutter mit der kleinen Maria auf dem Arm im Schutz der Kapellentür noch ungläubig auf die Straße blickt, rennt der Vater los, um dem Padre einen Regenschirm zu holen. Doch der nimmt Cicero fest bei der Hand und springt mit ihm in den Regen, wo sie zusammen stumm zu tanzen beginnen.

Wörterklärungen

bolo de puba: Traditioneller Weihnachtskuchen aus Maniok; pão de arroz: Mit Zuckerrohrsud Erdnüssen, Zimt und Nelken gewürztes Reisbrot; tapioca: Maniokfladen; forró: beliebter Tanz im Sertão; calçada: Hausvorplatz, Gehsteig; cafezinho: Starker kleiner Kaffee, der traditionell bei der Ankunft eines Besuches angeboten wird